

Beratung als Reklame

Erst die Historiker und Ingenieure, danach alle anderen. Der Wissenschaftsrat hat eine neue Nebentätigkeit für Forscher erfunden: die Teilnahme an seinem Forschungsrating.

Auf seinen Rostocker Frühjahrssitzungen hat der Wissenschaftsrat soeben in Aussicht gestellt, die durch ihn organisierte Evaluation akademischer Disziplinen auf Dauer zu etablieren. Das sogenannte „Forschungs-rating“, das so heißt, weil es sich vom Hochschul- und Fächer-, „Ranking“ aller möglichen parawissenschaftlichen Institute und Zeitschriften abheben will, war probenhalber für Chemie und Soziologie durchgeführt worden. Als Nächstes sollen nun die Geschichts- und eine Ingenieurwissenschaft folgen. In seiner jetzt verabschiedeten Empfehlung spricht der Wissenschaftsrat davon, das Forschungsrating habe sich „in der Praxis erfolgreich bewährt“, und es solle nun geprüft werden, ob „eine alle geeignete Fächer erfassende tunnmäßige Durchführung“ dieses Verfahrens möglich sei.

Diese Empfehlung folgt selbst allerdings nicht dem Verfahren, das sie lobt. Denn die Einschätzung, das Rating habe sich „erfolgreich bewährt“, kommt nicht von unabhängigen, am Verfahren unbeteiligten Fachleuten. Sie ist nichts als ein – fast möchte man sagen: beispiellos unverblümtes – Selbstlob des Wissenschaftsrats. Man empfiehlt – sich. Das Rating habe sich bewährt, sei aussagekräftig, habe Zukunftspotential. Das heißt nichts anderes, als, es wurde durchgeführt, und die dafür Verantwortlichen finden das gut. Denn tatsächlich gibt es noch gar keine „Praxis“, die aus den Daten und Zensuren, die hier verteilt wurden, irgendetwas hätte machen können, geschweige denn ihren Informationsgehalt bewahren. Nicht einmal aus den betroffenen Fächern liegt eine differenzierte Reaktion vor.

Einzelne Stimmen aus der Soziologie deuten immerhin an, dass die Durchführung des Ratings zahlreiche Schwachstellen hat. Aufgrund von Lehrstuhlwechseln wurden beispielsweise Institute bewertet, die es in der personellen Zusammensetzung gar nicht mehr gibt. Dafür sind aber existente Forschungsstrukturen nicht bewertet worden, weil sie noch zu jung waren. Die Definition der zu bewertenden Einheiten stand im Belieben der Fachbereiche, was Geschicklichkeit bei der Bündelung starker und schwacher Lehrstühle belohnte. Vollkommen unsinnige Leistungskriterien wie „Zahl der Promotionen“ wurden angewendet. Die Reputationseffekte

schließlich schlugen so stark auf die Lektüre der eingereichten Aufsätze durch, dass ein Intellektueller wie Ulrich Beck, der hierzulande gewiss nach 1989 die allermeisten Zeitdiagnosen publiziert und Epochenschwellen entdeckt, aber seit Jahren keinen im engeren Sinne soziologischen Beitrag mehr veröffentlicht hat, mindestens ein „sehr gut“ für seine Forschung bekam. Immerhin ist dem Rating dafür aber die Ironie gelungen, den Bamberger Soziologen Richard Münch in den Exzellenzstatus zu erheben. Münch hatte sich zuletzt vor allem durch Schriften hervorgetan, in denen die Exzellenzzuweisung in der deutschen Forschung als reine wissenschaftspolitische Machenschaft dargestellt wurde.

Der Vorsitzende des Wissenschaftsrats, Peter Strohschneider, hat an dieser Stelle das Forschungsrating mit dem Argument verteidigt, nicht die Kenner in den Fächern, sondern wissenschaftspolitische Entscheider bedürften solcher Informationen (F.A.Z. vom 29. April). Dann allerdings müsste man, um die Güte des Verfahrens einschätzen zu können, auf Entscheidungen warten, die auf der Grundlage seiner Ergebnisse gefällt würden. Als Strohschneider jedoch so argumentierte und schrieb, „ob der beträchtliche Aufwand des Ratings sich lohne, werde zu diskutieren sein“, lagen die Ergebnisse dieser Diskussion bereits vor, war das Selbstlob des Rats schon beschlossen. Offenbar ist es sehr zügig diskutiert worden, wenn jetzt feststeht, dass die gesamte Fächerlandschaft demnächst damit rechnen muss, in ein weiteres Evaluationsgeschehen hineingezogen zu werden.

Neben die Akkreditierung von Studiengängen und die Exzellenzevaluationen, von denen ja ebenfalls gefordert wird, sie fortzuführen, neben die Exzellenzinitiative in der Lehre, die kommen soll, und das normale Drittmittelbeantragen tritt zukünftig nun also auch noch das in Abständen wiederholte Rating aller „geeigneten“ Fächer. Mancher Forscher wird sich um seiner Forschungsfreiheit willen wünschen, in einem nicht geeigneten Fach zu arbeiten. Das Ausmaß, in dem eine von ihren eigenen Aktivitäten benommene Funktionärsschicht, die Forscher zu Dauerinsassen von Bewertungskommissionen macht und von ihren eigentlichen Aufgaben abzieht, indem sie entweder gerade einer Evaluation unterliegen oder selber eine durchführen, nimmt phantastische Züge an.

Das führt auf einen letzten Gesichtspunkt der Eigenempfehlung des Wissenschaftsrats. Man wird den Eindruck nicht ganz los, dass dieses Gremium mit ähnlichen Schwierigkeiten kämpft wie manche Abteilung im Bundesforschungsministerium. Durch die Föderalismusreform sind hier wie dort ganze Entscheidungsfelder weggefallen. Denn wozu den Bund beraten, wenn er gar nicht mehr zuständig ist? Was liegt da unter der Prämisse, dass eine Reduktion von Kommissionstätigkeiten ganz unausdenkbar wäre, näher, als sich mit neuen Jahrhundertaufgaben zu versorgen? JÜRGEN KAUBE

Paläoklimatologie



Ein libyscher Laster erreicht mit seinen dreißig Passagieren nach einer Irrfahrt durch die Sahara die Oase Ouianga Kebir im Norden von Tschad.

Foto Stefan Kröpelin

Im Klimaarchiv: Die Sahara wurde langsam zur Wüste

Selbst erhebliche Veränderungen des Klimas können sich abrupt ereignen. So hat sich herausgestellt, dass das Klima am Ende der letzten Eiszeit regelrecht flatterte. Dabei kam es zu Sprüngen der Jahresdurchschnittstemperaturen von mehr als zehn Grad in nur wenigen Jahrzehnten. In ähnlicher Weise wurde bisher angenommen, dass Nordafrika in nur wenigen Jahrhunderten von einem grünen Garten Eden zur Sahara versteppte. Nach gründlichen paläoklimatischen Untersuchungen in Tschad stellt eine internationale Forschergruppe diese Annahme jetzt in Frage. Die Forscher behaupten vielmehr, der Übergang von einer relativ feuchten, mit vielen Pflanzen bewachsenen Landschaft zur Wüste habe sich recht langsam – im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden – vollzogen.

Die Sahara ist eine junge Wüste. Bis vor etwa 6000 Jahren fielen beispielsweise in Tschad noch etwa 25 Zentimeter

Niederschlag im Jahr. Heute bleibt dort der Regen oft jahrelang aus, und im langfristigen Mittel liegen die Niederschlagswerte unter fünf Zentimetern pro Jahr. Bisher hatten die Forscher vermutet, der Übergang von einem feuchten, vom Monsun geprägten Klima zu den äußerst ariden Zuständen einer Wüste habe recht schnell stattgefunden. Man stützte sich dabei auf die Untersuchung von Meeresedimenten aus dem Atlantik vor der Westküste Afrikas. In den meisten der geschichteten Sedimentproben taucht nämlich Wüstenstaub in großen Mengen relativ plötzlich vor etwa 5500 Jahren auf. Weil ältere Schichten so gut wie keinen Staub enthalten, glaubten die Forscher, die Sahara sei in kurzer Zeit ausgedörrt.

Neben den Meeresablagerungen gelten Sedimente in Binnenseen als wichtige Archive für Informationen über das Klima der Vorzeit. In der Sahara gibt es

aber wegen der trockenen Bedingungen nur wenige Binnengewässer, die mehrere tausend Jahre ununterbrochen Wasser führten. Einer internationalen Forschergruppe unter Leitung von Stefan Kröpelin von der Universität Köln ist es nun gelungen, ein lückenloses Klimaarchiv der vergangenen 6000 Jahre im Yoa-See im Ounianga-Becken von Tschad zu erbohren. Der See hat derzeit eine Oberfläche von etwa 4,3 Quadratkilometern und ist mit maximal 26 Metern relativ flach. Weil es keinen Abfluss gibt, ist das Wasser im Yoa-See versalzen.

Wie die Forscher in der Zeitschrift „Science“ (Bd. 320, S. 765) schreiben, ist das Wasser nicht immer salzig gewesen. Früher war der See noch erheblich größer und enthielt auch weit mehr Wasser als heute. Es gab einen Abfluss, was dazu führte, dass die Salzkonzentration nicht ständig durch Verdunstung wachsen konnte.

Vor etwa 4300 Jahren nahm der Niederschlag dann allmählich ab, so dass sich im Wasser Salz anreicherte. Ebenso begannen sich in dieser Zeit die in den Seesedimenten abgelagerten Pollentypen deutlich zu verändern. Anstelle von Pflanzen, die unter verhältnismäßig feuchten Bedingungen gediehen, tauchten immer mehr Pollen von Pflanzen auf, die Dürren gut tolerierten. Schließlich sank der Pollengehalt der Sedimente auf extrem geringe Werte, was darauf schließen lässt, dass die Umgebung des Sees zu einer weitgehend pflanzenlosen Wüste geworden war. Nach Meinung der Forschergruppe vollzog sich dieser Übergang zur Trockenzone und die damit verbundene Verstepung aber recht langsam. Wahrscheinlich hat es mehr als 2000 Jahre gedauert, bis die Pflanzen in der Gegend um den Yoa-See verschwanden und sich der hyperaride Zustand der heutigen Sahara etablieren konnte. (hra)